

Zentrumsideale.

Rede des Landtagsabgeordneten Dr. Watz aus Köln auf der Säkularverein-Versammlung im „Stegelheim“ zu Dresden am 1. April 1906.

Hochwürdige Versammlung! Die Ideale des Zentrums, getragen von der Liebe und Hochachtung zwar der Minorität, aber dem zielbewußten Teile unseres deutschen Vaterlandes, verfaßt und getriggelt von vielen, haben es verstanden, sich eine Position zu erriegen, wie sie sich die Bewunderung nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt errungen haben. Wahr macht man dem Zentrum den Vorwurf, daß es kein Programm besitzt. Andere Parteien besitzen wohl Programme, sind aber häufig genötigt, sie umzuändern oder Gefahr zu laufen, daß sie durch die Zeitverhältnisse überholt und unmodern werden. Wir erinnern nur an die Sozialdemokratie. Sie hat das Erfurter Programm. Aber die einzelnen Grundprinzipien desselben werden nur noch von einem ganz kleinen Teil als richtig gehalten, die Mehrzahl aber, besonders die wissenschaftlichen Vertreter der Partei, lehnen sie als falsch ab. Da ist die Krisen- und Verelendungstheorie, welche längst als Irrtum erkannt wurde, denn die Tatjachen zeigen, daß die großen Vermögen nicht immer größer werden und die kleinen immer mehr verschwinden. Von den Prophesien unseres lieben Freundes Bebel über den groben Aladderdatist hört man nichts mehr; an diesen schwachen Punkt — er hat deren viele — will er nur ungern erinnert werden. Da ist weiter die Theorie des ehemaligen Lohngeistes und die Konzentrationstheorie; beide hat die Sozialdemokratie bereits aufgegeben. Für ein solches Programm danken wir. Wo der feste Grund fehlt, da vermag kein Programm zu bestehen.

Statt des Programms hat das Zentrum seine Prinzipien, seine Ideale, die niemals wechseln, die ewig und unvergänglich sind: Wahrheit, Freiheit, Recht. Denn diese Grundsätze sind in leichter Linie zurückzuführen auf unseren allmächtigen und weisen Herrgott selbst.

Wahrheit! Es sind 1900 Jahre her, da stand vor dem stolzen Landpfleger ein armer Gefangener, angeklagt des Hochverrates. Und dieser wagte es, von Wahrheit zu sprechen. Es war Christus, der dieses tat. Pilatus aber fragte: „Was ist Wahrheit?“ Er wußte nicht, wer es war, der da vor ihm stand. Wir aber befreien mit dem Apostel Petrus: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Seine Lehre muß daher die Grundlage der Politik sein. Wenn wir das sagen, so werden wir verdächtigt, daß wir die Politik mit der Religion verquicken. Wenn das Christentum der Sauerteig ist, der alles durchdringen soll, so muß es auch die Norm des öffentlichen Lebens sein. Das müßte ein schlechter Christ sein, der die christlichen Prinzipien ablegt, wenn er an die Lösung der öffentlichen Fragen herantritt. Vor einigen Wochen anerkannte der Staatssekretär Graf Posadowsky dies, indem er sagte: „Die bürgerliche Gesellschaft trifft in der materialistischen Weltanschauung mit der Sozialdemokratie zusammen. Ohne ein größeres Maß sittlichen Ernstes wird sie nie im Stande sein,

den sozialdemokratischen Ansturm zurückzuschlagen.“ — Es ist also ganz besonders in heutiger Zeit notwendig, am Fundament des Christentums festzuhalten, dessen sämtliche Wahrheiten jetzt bestritten und geleugnet werden. Ange- sichts dieser Gefahr wäre ein Zusammenschluß aller Christgläubigen gegen den Unglauben dringend erwünscht.

Leider ist gerade das Gegenteil der Fall. Wir sehen den Unfrieden immer mehr zunehmen, zur Entschuldigung dieser Leute wollen wir annehmen, daß sie die Tragweite ihres Handelns nicht kennen. Sie, meine Herren, wissen es hier in Sachsen durch die tägliche Erfahrung sehr wohl, wen ich meine. Ich brauche nur hinzuzweisen auf die Generalversammlung des Ev. Bundes — Iesus a non lucendo. Wenn sich dieser Bund evangelisch nennt, so müßte man annehmen, daß er einen Bund mit dem Evangelium geschlossen hat, er hat aber statt dessen nichts weiter zu tun, als sich mit uns zu beschäftigen. Es ist das gewissermaßen eine Ehre für uns. Aber als Rheinländer sage ich, daß die Herren etwas liebenswürdiger sein könnten. Auf der Generalversammlung zu Hamburg wurde behauptet, das Zentrum könne nicht deutsch und patriotisch sein, denn im Herzen sei es welsch und bleibe welsch. Der Rheinländer ist liebenswürdig, aber er kann auch grob werden. Wir haben ein Recht uns zu verbitten, daß unsere Königs- und Reichstreue und unser Patriotismus verdächtigt wird! (Lebhafte Beifall!) Wo sind die Beweise für solche Behauptungen? Diese sind einfach unwahr. Wir betonen mit allem Nachdruck, daß wir die eigentlichen Patrioten und Vaterlandsfreunde sind. Unser Ideal ist der konfessionelle Frieden, die konfessionelle Verhältnislichkeit, Kardinal Fijcher tat den wahren Ausdruck, daß der, welcher zu einer Zeit, wie der jetzigen, den konfessionellen Frieden hütet, Landes- und Hochverrat an unserem Vaterlande begeht. Wer aber die gehässige und unwahre Behauptung aufstellt, wir Katholiken seien, denken und fühlen nicht deutsch, sondern welsch, täußt an dem konfessionellen Frieden des Reiches — und dieses Rütteln ist Landes- und Hochverrat! (Stürmischer Beifall.) Wir Katholiken bekämpfen nur den Irrtum, aber nicht den Irrtum. Wir wollen keinen Kampf mit unseren christlichen Brüdern, sondern den Kampf mit dem Unglauben, aber bis aufs Messer! Die Geschichte der Katholikenversammlungen Deutschlands ist ein Beweis für unsere friedfertige Haltung. Nie fällt ein beleidigendes Wort gegen andere Konfessionen. Der Abgeordnete Hassenberg gestand offen, daß sich kein Satz finden lasse, der eine Bekleidigung der Protestanten enthalte. Aber das Zusammenströmen so großer Massen auf den Katholikenversammlungen sei eine schwere Störung des konfessionellen Friedens. Sie durften also, meine Herren, nicht zusammenströmen zur heutigen Versammlung, schon das ist eine Provokation. Wir kommen unseren Gegnern sehr weit entgegen, aber uns aufzulösen und zu verbünden, weil sie in unserer Christen bereits eine Gefahr für den konfessionellen Frieden sehen, das können wir mit dem besten Willen nicht tun. Wie sind da und bleiben da! (Stürmischer Beifall.) Und schon deshalb bleibt das Zentrum da, weil wir stark genug sein müssen, wenn einmal gewisse Klöppelstecker an

die Regierung kommen, diese mit Nachdruck zurückweisen zu können.

Wir haben vorhin auf den Evangelischen Bund hingewiesen. In seinen Augen sind wir die schlechtesten Leute; darin ist er einig. Wie sieht es aber sonst mit seiner Geschlossenheit und Einigkeit aus? Man hat der „Kreuzzeitung“ den Vorwurf gemacht, daß sie das Apostolikum als Christus-Apfel in den Bund hineingeworfen habe. Die Frage: „Was dunkt euch um Christum?“ — daß ist der Balsapfel, der sofort bestigen Streit entfacht. Domprediger Mauritz predigt: „Weg mit dem Christentum! Das ist für uns eine abgemachte Sache. Weg mit dieser Zenseitsreligion, weg mit diesen Zenseitsromantiken! Dem Christentum haben wir den Rücken gelehrt. Wir haben unsere eigene Religion. Vom Christentum haben wir manche alte Tapete mitgenommen. Eine solche alte Tapete ist das Vaterunser. Wir werden es gleich beten. Aber jeder kann sich dabei denken, was er will!“ — Wenn sich solche Herren zum Evangelischen Bund bekennen, so sage ich, protestantisch mag das sein, aber evangelisch ist es nicht! Die Wahrheit ist unser Ideal. Ob wir nach Schlesien oder Bayern, oder sonst wohin gehen, nirgends ist das Apostolikum für uns ein Balsapfel. Wir stehen treu und fest auf dem Boden desselben. — Es ist ein altes Sprichwort: Mein Freund, du hast unrecht, denn du wirst groß! Man verteidigt seine Wahrtheit durch Beleidigung Anderenwenders, besonders in wissenschaftlichen Fragen. Indem man den Gegner herunterzieht, beweist man, wie schwach das Fundament ist, auf das man sich stützt. Unsere Friedfertigkeit ist ein Beweis unserer Stärke!

Freiheit heißt das zweite Zentrumideal! Wir verlangen sie in erster Linie für die Kirche, der wir angehören, und für den Bürger. Freiheit fordert das Zentrum natürlich für die Geistlichen und für die Orden. Kraft der Staatsgrundgesetze sollten wir sie haben, und es schmerzt uns, daß wir sie nicht haben. Ein Franziskanerbruder, der über die Strafe geht, ist ein Programm vom Kopf bis zur Fußsohle. Er wirkt durch sein Er scheinen mehr als die tollen Worte eines Predigers über die Vergänglichkeit des irdischen Daseins, gegen den Stolz, die Habhaft und die Leidenschaften unserer Zeit. Im Interesse des Staates liegt es, daß die Orden Freiheit erhalten. Wir wollen nicht von Nihilisten — viele bekommen sofort eine Einschau, wenn sie den Namen hören — sondern von unseren Konfessionen reden. Wenn Schwestern in Preußen eine Kinderbewahranstalt errichten wollen, so kann kein Bürgermeister dazu die Erlaubnis geben, auch nicht der Regierungspräsident, nicht einmal ein Minister ist dazu im Stande — dazu gehören zwei Minister, der Minister des Innern und des Justiz. Und erst in den kleinen Staaten — Das sind die Fußfessel der Kirche. So lange unseren Orden die Freiheit nicht gegeben ist, so lange wollen wir kämpfen um diese Freiheit. (Beifall.)

Um des konfessionellen Friedens willen brachte das Zentrum den Toleranzantrag ein. Man kann gegen denselben nichts anderes einwenden, als daß das Zentrum ihn eingebracht hat. Hätten die Herren vom Evangelischen Bund einen solchen Antrag gestellt, so wäre es eine hervor-

— 8 —

bereitwillig verschwiegen, schon um der nachgelassenen Hiebe willen. Aber wenn dann am anderen Tage Karin von irgend einem dummen und groben Jungen beleidigt wurde, so vergaß er sein Versprechen und schrieb dem Fischerbuben seine Meinung mit den Fäusten auf Kopf und Rücken.

Schließlich gewann diese Meinung die Oberhand im Fischerdorfe, man betrachtete Niels als geschworenen Feind aller Widersacher Karins und als ihren Beschützer und ließ Karin in Ruhe, sobald man Niels in der Nähe wußte. War dies aber nicht der Fall, sah man seinen Weißkopf nirgends auftauchen, dann ging's mit doppelter Wut über die arme Karin her; freilich hatten dann hinterher die Missstäter auch doppelt unter Niels Fäusten zu leiden.

Als Niels der Schule entwachsen war, hörte das tägliches Zusammengehen auf, aber sie trafen sich doch fast jeden Tag und ohne daß Niels zu fragen brauchte, wußte er, wenn man sie gekränkt oder beschimpft hatte. Er verstand in ihren Mienen zu lesen, er gewahrte es aus der Art ihres Benehmens, ob es ihr gut ging oder schlimm. Und meistens ging es ihr übel. Dann suchte er sie mit ein paar freundlichen Worten zu trösten und nahm sich vor, diejenigen, die sie beleidigt hatten, in anderer Weise als bisher zu strafen. Er war strenger gegen sie, wenn sie ihre Fische ablieferten, machte ihnen Abzüge und drohte ihnen mit Kündigung der Lieferungen, aber da er an seinem Vater keinen festen Hinterhalt hatte, kam er fast nie zum Bielen und Karins Feinde blieben ihr noch wie vor.

Als er älter und vernünftiger wurde und Karins Unglück recht zu würdigen verstand, fühlte er tiefes Mitleid mit ihr, aber er sah auch die Unmöglichkeit ein, daß traurige Los ganz von ihr zu nehmen, denn er wußte wohl, daß sich jahrelanger Hass nicht über Nacht in Liebe verwandelt, zumal Karin durch ihr trostloses und abstoßendes Wesen den Hass der Leute geradezu herausforderte. Er war ihr aber darum nicht minder zugetan, nur zeigte er seine Zuneigung nicht offen und niemals wagte er, Karin vor seinem Vater zuverteidigen, weil er dessen Hass kannte und den heißblütigen, jähzornigen Mann fürchtete. So oft es aber ging, lispf er zur Hütte Karins und sagte ihr ein freundliches Wort, weil er wußte, wie ihr das wohltat, wenn sie es auch nicht eingestehen möchte.

So war er auch heute gekommen; ihr Schmerz tat ihm weh, er hätte gern ihr helles Lachen gehört, denn er liebte dieses Lachen des schönen Mädchens, vielleicht eben weil es so selten von ihren Lippen flang.

Aber heute wollte es ihm nicht gelingen, ihren Trübsinn zu verscheuchen; sie blieb düster und immerfort klang ihr das Lied im Ohr:

Wer sonst will schlafen in dem Grab,
Der tilge seine Schuld vorab . . .

Da setzte er sich an ihre Seite, strich ihr mit der rauhen Hand übers Haar und sagte ihr Schmeichelnamen, wie man wohl einem trohigen Kind tut, das man gern hat. „Karin, Liebe,“ sagte er, „sei nur still. Wenn ich wieder hinüberfahren zum Festland, in die große Stadt, bringe ich dir eine Kette von Korallen mit um deinen schönen Hals! Und ein silbernes Kettenklein fürs Sonntagsmieder und zwei schöne Siegelchen an deine braunen Füße. Du sollst wie eine Prinzessin aussehen, Karin, und alle werden dich drum neiden. Und —“

Und an der Klippe, dicht bei Karins Hütte, wo die Brandung rauschte, sprangen die Wellen an dem schwarzen, feuchten Felsen hinauf, weißer Meerhauch sprühte in dichten Wasserdampf zur Sonne empor, wie feiner, glänzender Schnee.

Die Sonne entzündete in Karins dunklem Haar, daß von dem leichten Sprühregen wie mit Perlen beköt war, silberne Funken, ihre rohbraunen Wangen erglühend und die zierlichen Füße fühlten sich im Meerwasser.

Sie sah nun ganz still. Die Hände ruhten im Schoß und die Augen blickten hinaus aufs Meer, auf dem der Wind mit einer leichten Brise einsetzte und mit den kleinen, leichten, weißen Wellen sein netzliches Spiel trieb.

Nun hub sie an zu singen, wie sie immer tat, wenn sie allein war und nicht wußte, womit sie die Zeit anfüllen sollte. Sie hatte eine wunderbare Stimme und sie sang mit dem tiefen Gefühl ihrer heiligen Seele, das in einsamen Menschen stärker und mächtiger ist, als bei solchen, die ihre Gefühle andern gegenüber aussprechen können. Karins Gesang war ihre einzige Erholung, ihre Freude; er war eine Zwiesprache mit sich selber, mit dem Meer, mit dem Wind, mit der Luft . . . er sang bald laut wie zorniger Troh, bald leise wie jühe Sehnsucht und stills Magie.

Wenn die Leute der Insel sie singen hörten, so schlugen sie den Daumen ein, gingen weg und glaubten, die schwarze Karin rufe die Geister des Meeres an oder schreie Zauberprüche in den ziehenden Wind.

Aber Karin tat nichts dergleichen; da sie mit niemanden reden konnte, weil sie niemanden hatte und weil ihr alle aus dem Wege gingen, so ließ sie ihren Gedanken in Tönen Ausdruck. Es waren fremde Weisen, die sie sang, niemand im Dorfe kannte sie, es waren Lieder, die sie in alten Büchern gelesen hatte und zu denen sie die Melodie selber gestaltete, darum sangen sie auch so felsam und absonderlich — es war ihre Seele, die aus ihnen sang.

Karin legte das schöne Kopftuch zurück, lehnte sich an die Klippenwand und öffnete die Lippen zu einem Liede, zu dem die Wellen die Begleitung rauschten, wie auf einer zitternden Riesenharfe.

Und also sang es, jauzend und wild wie eine feurige Weise aus fernem Süden:

Rosig ist der Lenz erstanden,
Lieblich lädt des Himmels Blau.
Ach, da naht auch schon den Landen
Herbstlich trübes Volkengrau.

Und dann schmerzlich, wie eine tiefe Klage:

Also kreist das Leben immer,
Das Gefühl lädt Qual zurück,
Auf das Leid folgt Hoffnungsschimmer,
Auf die Hoffnung — selten Glück!

Karin lachte laut auf, ihr Lachen tönte fast unheimlich in Wind und Wellen hinein, die lauter an die Klippe schlugen. Ihr Gesicht verdüsterte sich; wie brennende Scham stieg es in ihre Wangen, wie eine tiefe, schmerzhafte Klage tönte ihr Gesang, wie ein Aufschrei eines wunden, gemarterten Herzens in tiefer Not, aus heiter Qual:

„Die Meeresbraut.“